

KATE MANNE

Größe Zeigen

**Wie wir
Fettfeindlichkeit
bekämpfen
können**

Suhrkamp

SV

KATE MANNE

Größe zeigen

**Wie wir Fettfeindlichkeit
bekämpfen können**

**Aus dem Amerikanischen
von Karin Wördemann**

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 2024 unter dem Titel
Unshrinking. How to Fight Fatphobia bei Allen Lane.

Erste Auflage 2025

Deutsche Erstausgabe

© der deutschsprachigen Ausgabe Suhrkamp Verlag GmbH, Berlin, 2025

© 2024 by Kate Manne

Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks
für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung: Kosmos Design, Münster

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-58838-3

Suhrkamp Verlag GmbH

Torstraße 44, 10119 Berlin

info@suhrkamp.de

www.suhrkamp.de

Für meine Eltern, die mich so sein ließen

Nicht alles, dem man sich stellt, kann geändert werden;
aber nichts kann geändert werden, solange man sich ihm nicht stellt.
James Baldwin, »As Much Truth as One Can Bear«, 1962

Du musst das weiche Tier deines Körpers nur lieben lassen, was es
liebt. Mary Oliver, »Wild Geese«, 1986

Ich schulde euch kein Kleinerwerden.
Rachel Wiley, »The Fat Joke«, 2017

Inhalt

Einleitung	Kampfgewicht	9
Kapitel 1	Die Zwangsjacke der Fettfeindlichkeit	25
Kapitel 2	Kosten des Kleinerwerdens	49
Kapitel 3	Venus in gegenläufiger Bewegung	79
Kapitel 4	Entmoralisierung des Dickseins	101
Kapitel 5	Etwas zu wünschen übrig lassen	125
Kapitel 6	Kleines Wunder	149
Kapitel 7	Abendessen bei Gaslicht	183
Kapitel 8	Die Autorität des Hungers	207
Schluss	Es tut mir nicht leid	239
	Danksagungen	257
	Anmerkungen	261
	Weiterführende Quellen	347
	Namenregister	351

Hinweis zum Inhalt: Bitte beachten Sie, dass dieses Buch freimütige Beschreibungen von Fettfeindlichkeit in ihren Überschneidungen mit Rassismus, Frauenfeindlichkeit, Behindertenfeindlichkeit, Transphobie usw. sowie Diskussionen über Diäten, gestörtes Essverhalten und Körpnormen enthält, die für einige Leser:innen triggernd sein können.

EINLEITUNG

Kampfgewicht

Ich hätte begeistert sein müssen. Mein erstes Buch, das ich als akademischen Text schrieb und dem ich ein Publikum von gerade mal einem Dutzend Leserinnen und Leser zutraute, war als Paperback an einen großen Verlag in Großbritannien verkauft worden. *Down Girl*, eine Studie zur Misogynie, fragte nach Strangulierung, sexueller Belästigung, sexueller Übergriffigkeit und Vergewaltigungskultur. Ich wollte die Dinge aussprechen, über diese Fragen reden, die mir fast wichtiger sind als alle anderen. Als dann aber meine Verlagslektorin eine Werbetour in London vorschlug, mit Lesungen in Buchhandlungen und Fernsehauftritten, bei Übernahme sämtlicher Kosten, schreckte ich vor der Aussicht darauf zurück. Ich fühlte mich zu dick, um als Feministin in der Öffentlichkeit bestehen zu können. Ich fühlte mich zu groß, um über die »down girl«-Schachzüge reden zu können, die den Mädchen und Frauen beibringen, sie hätten klein, sanftmütig und still zu sein. Und so sehr ich mir der Ironie auch bewusst war, es reichte in dem Augenblick nicht aus, um meine Meinung zu ändern.

Die australische Autorin Helen Garner bemerkte einmal, sie fühle sich genötigt, auf ihr »Kampfgewicht« herunterzukommen, bevor sie auf eine Werbetour gehen könne. Ich verfluchte mich dafür, das nicht zu tun, und war tatsächlich so schwer wie nie zuvor. Ich kam damals, Anfang 2019, auf ein Gewicht, das mich »stark fettleibig« sein ließ, jedenfalls gemäß der BMI-Tabelle, auf die mich mein Arzt stirnrunzelnd hinwies.¹

Mein Buch erschien erstmals gegen Ende 2017, in genau der Woche, als Tarana Burkes #MeToo-Bewegung durch Promi-

nente populär wurde. Wenig später stellte ich zu meiner großen Überraschung fest, dass ich beinahe täglich mit Journalisten über Misogynie sprach. Allerdings ließ ich nicht zu, dass Kamerateams zu meinem Haus oder meinem Büro kamen. Ich verbarg meinen Körper vor dem Auge der Öffentlichkeit, indem ich nur per Skype vor der Kamera erschien, so dass ich die Kontrolle über den Blickwinkel behielt. Ich hatte eine Handvoll sorgfältig ausgesuchter Porträtfotos aus der Zeit, als ich noch dünner war – obwohl ich in meinem Erwachsenenleben nie wirklich dünn war –, die ich für jedes Interview verwendete. Ich stimmte Interviews nur dann zu, wenn man mir versprach, eines von diesen Fotos zu nehmen, anstatt einen eigenen Fotografen zu schicken. (Manchmal war das geradezu ein Kampf.) Wenn ich Vorträge hielt, bat ich die Leute im Publikum, keine Fotos zu machen. Wenn trotzdem welche gemacht wurden und von ihnen in den sozialen Medien gepostet wurden, bat ich die Betreffenden, sie wieder zu löschen. Ich erklärte mit Hilfe einer Halbwahrheit, ich sei Gegenstand einer Menge misogynen Trollpostings und dass neue Fotos von mir, die online auftauchten, Spott und ätzende Bemerkungen auf sich ziehen würden. In der Tat war ich schon unzählige Male als Miststück und Schlimmeres beschimpft worden – nach meinem ersten Artikel in der *New York Times* war »blöde Fotze, die blödes Zeug schreibt«, einer der ersten Tweets, die ich vorfand – und war außerdem das Ziel antisemitischer Beleidigungen. (»Dein Volk wird nun in den Öfen verbrennen«, drohte mir jemand an dem Abend, als Trump gewählt wurde.) Vergewaltigungsandrohungen sind in meiner kleinen Ecke des Internets gar nichts Ungewöhnliches.

Es gab aber eine Reaktion, die ich wirklich fürchtete: fett genannt zu werden. Was ich war. Ich war fett, ertrug es aber nicht, das zu hören – nicht einmal mit meiner eigenen Stimme –, ohne

verschwinden zu wollen. Ich wusste, das war alles, was man brauchte, um mich zum Verstummen zu bringen.

Sie könnten erwarten, dass ich als lebenslange Feministin und erst recht als Autorin von zwei Büchern über Misogynie eine der Letzten wäre, die darauf hereinfallen, den eigenen Körper zu überwachen, und dann versuchen, ihm eine Größe und Form aufzuzwingen, die dem Patriarchat besser passt. Darin haben Sie sich leider getäuscht. Seitdem ich über zwanzig bin, habe ich jede spleenige Diät mitgemacht. Ich habe jede Abnehmpille ausprobiert. Und ich habe, um ehrlich zu sein, noch vor gar nicht langer Zeit gehungert.

Ich kann auch sagen, dass ich ab einem Alter von 16 Jahren bei jedem bedeutenden Anlass zugenommen habe. Ich kann Ihnen ganz genau angeben, wie viel ich an meinem Hochzeitstag wog, am Tag, als ich meine Doktorarbeit mündlich verteidigte, am Tag, als ich Professorin wurde, und am Tag, als meine Tochter geboren wurde. (Zu viel, zu viel, zu viel und viel zu viel, meiner damaligen Meinung nach.) Ich weiß sogar, wie viel ich an dem Tag vor fast zwanzig Jahren wog, als ich eben aus dem Flugzeug stieg, das mich aus meiner australischen Heimatstadt Melbourne nach Boston brachte, um an der Graduate School mit Philosophie anzufangen. Ich hatte meine Waage zusammen mit allen meinen weltlichen Habseligkeiten in einen von zwei überquellenden Koffern gepackt. Sie gehörte zu den ersten Sachen, die ich auspackte, gleich nach meiner Zahnbürste.

Mit dem Erwachsenwerden – und Dickwerden – in einer fettfeindlichen Gesellschaft lernte ich, bestimmte entscheidende Möglichkeiten, Risiken und Freuden zu vermeiden. Seit meinem sechzehnten Lebensjahr war ich nur ein einziges Mal schwimmen. (Ich trug Leggings und ein T-Shirt in Übergröße.) Seit ich zwanzig wurde, bin ich nicht mehr tanzen gewe-

sen. Und mindestens ebenso lange hat niemand bis auf meinen Ehemann und meine Ärzte meine mit Grübchen und Dehnungsstreifen versehenen Kniekehlen zu Gesicht bekommen. (Meine Garderobe besteht zu etwa 80 Prozent aus Leggings.)

Die Fettphobie bzw. Fettfeindlichkeit hat also dazu geführt, dass ich mir eine Menge im Leben entgehen ließ. Sie brachte mich zu einem sorgfältigen sozialen Kalkül, bei dem es die potenziellen Vorteile oft nicht wert waren, mich dem Risiko auszusetzen, wegen meines dicken Körpers verurteilt, verhöhnt und diskreditiert zu werden. Und so scheute ich den prüfenden Blick der Öffentlichkeit und wich ihm aus.

ooo

Ich sagte die Londoner Werbetour ab und entschuldigte mich vage, indem ich gesundheitliche Gründe anführte. Mir selbst sagte ich wieder, es sei doch wahr: Meine seelische Verfassung sei furchtbar und bei meinen Körpermaßen könne ich sicherlich auch körperlich nicht gesund sein – egal, wie erstaunlich gut mein Blutdruck, mein Blutbild und andere wichtige Kenngrößen waren. Ich kaufte einen Bestseller mit dem optimistischen Titel *How Not to Die* und hörte mir das Hörbuch an, während ich langsam durch den Supermarkt ging und Chiasamen, grünen Tee und komplizierte Probiotika in den Einkaufskorb legte. Ich hatte schon Hunderte Dollar für überteuerte, nicht-sättigende, Non-food-Artikel an der Kasse bezahlt, lange bevor ich zu dem Entschluss gelangte. Ein enger Freund des Autors Michael Greger, der Art hieß, ein passionierter Läufer und Gesundheitsfreak war und ein Handelsimperium für »natürliche Nahrungsmittel« gegründet hatte, war mit gerade einmal 46 Jahren in der Dusche seines eigenen Gesundheitsresorts gestorben, während Greger das Buch schrieb. Es stellte

sich heraus, dass die Ursache eine zufällige, wenngleich vermeidbare Tragödie gewesen war: eine Kohlenmonoxydvergiftung durch einen schlecht belüfteten Wasserboiler.

Ich weinte wegen Art, Dr. Greger und mir selbst. Ich hörte mir das Hörbuch noch einmal an. Monatelang aß ich endlos unglaublich fade Linsen, ungewürzte Pflanzenkost und getrocknete Gojibeeren. Ich nahm nicht ein einziges Pfund ab, ich fühlte mich kein bisschen anders. Und so versteckte ich mich weiterhin. Als ich in jenem Frühling begann, mein zweites Buch zu schreiben, fürchtete ich bereits die öffentliche Aufmerksamkeit. Meinem Twitter-Lebenslauf fügte ich die Wendung »beabsichtigt, Einsiedlerin zu werden« hinzu, als Vorwarnung, bloß nicht allzu viel von mir zu erwarten.

Als uns im März 2020 die Coviepidemie traf, kam der Lockdown wie eine Befreiung. Ich war natürlich wegen der Pandemie ebenso alarmiert wie alle anderen, zumal als jemand, der mit einem Kleinkind und einem immungeschwächten und immunsupprimierten Partner zusammenlebt. Aber ich genoss die Verschonung vor öffentlicher Musterung als einen Nebeneffekt der Situation. Ich konnte nun mein Gewicht geheim halten, ohne mich überhaupt darum bemühen zu müssen. Ich konnte mich endlich zu Hause verstecken, war sicher und konnte meinen Gedanken nachhängen, meine Ideen erforschen, ohne mich wegen meines Körpers beunruhigen zu müssen, der sie schließlich irgendwann zu verteidigen hätte. (Selbstverständlich war ich anständig genug, den nur scheinbaren Scherz über meine abgeschiedene Lebensweise aus dem Twitteraccount zu löschen, als dies zur allgemein verbreiteten Realität wurde.) Dasselbe gilt für viele Menschen, besonders die dicken, die sich zu ähnlichen Wahrheiten bekannten: zu ihrer Erleichterung, dass ihnen die Pandemie das Gefühl der Bloßstellung ersparte, das mit der persönlichen Lehre vor Collegestudenten

einhergeht oder mit dem gemeinsamen Mittagessen unter urteilenden Kollegen oder damit, sich an den »Gesundheitsschulungen« der Administration beteiligen zu müssen, die nur dazu erfunden zu sein scheinen, dickere Angestellte zu beschämen und zu schikanieren.

Und als ich meinen Gedanken freien Lauf ließ, fragte ich mich irgendwann: Wie wäre es, wenn ich mich nicht zu verstecken hätte? Wie wäre es, wenn ich mich nicht so fühlen müsste? Was wäre denn, wenn die fett-aktivistischen Botschaften, die Grundsätze von Health at Every Size (HAES) und des intuitiven Essens, die ich jahrzehntelang nur aus sicherer Entfernung wahrgenommen hatte – mit dem Gedanken, gut für dich, aber nicht für mich –, mein Leben wirklich ändern konnten? Was würde passieren, wenn ich mich so dick akzeptieren und anfangen würde, die Fettfeindlichkeit zu durchdenken?

Als ich genau das tat, gelangte ich zu der Überzeugung, dass meine eigene verinnerlichte Fettphobie nichts als eine verschwommene Spiegelung der Fettfeindlichkeit war, die in der Gesellschaft grassierte. Ich verstand allmählich, dass das, was ich hasste, weniger mein Körper war als vielmehr die Art, wie er mich verletzlich machte: verletzlich dafür, gedemütigt zu werden, verspottet und schlecht gemacht zu werden. Ausgerechnet ich komme also nun erst zu der Einsicht, dass die Antwort auf die Schikanierung und Beschimpfung nicht die Änderung der Opfer ist, sondern das Einwirken auf die Schuldigen und letzten Endes ein Wandel des Systems.

Ich fing an, das Wort »fett« nicht als eine Beleidigung, sondern als eine neutrale Beschreibung für manche Körper zu hören und zu verwenden. Ich begriff allmählich, dass die Fixierung auf das Gewicht von Menschen, auf eine unendlich fein abstufbare Eigenschaft, der perfekte Weg war, um fatale so-

ziale Hierarchien zu konstruieren, die, wie ich argumentieren werde, der Fettfeindlichkeit zugrunde liegen. Ich begann, die Fettphobie als eine schwerwiegende, unterschätzte Form struktureller Unterdrückung zu sehen. Ich verstand langsam, dass ich an diesem System mitwirkte, wenn ich unentwegt versuchte, mich kleiner zu machen. Schrittweise fing ich an, die Kräfte zu sammeln und mir die Hilfsmittel anzueignen, die ich brauchte, um das zu tun, was mir lange Zeit unmöglich erschienen war: mit den Diäten aufzuhören, die Obsession loszuwerden und friedlich mit meinem Körper zusammenzuleben. Mit einem Wort, ich gelobte, mich nicht kleinmachen zu lassen und Größe zu zeigen.

Ich benötigte viel Zeit, um an diesem Punkt anzukommen. Einmal hinterließ ich in einem Verzweiflungsanfall eine Nachricht auf dem Anrufbeantworter einer Firma vor Ort, die Operationen zur Gewichtsreduzierung durchführte. (Ich habe sie dann nie zurückgerufen. Sie erschienen mir ein bisschen zu übereifrig.) In der Zwischenzeit gab es sogar eine endgültige, verrückte, allerletzte Diät, die mich wirklich in Gefahr brachte. Ich habe selbst heute noch Tage, an denen es mir schlecht geht. Das Verhältnis zu meinem Körper bleibt ein Werk in Arbeit. Die Diätkultur, die Schlankheit privilegiert und beharrlich behauptet, dass Diäten der Weg dahin sind, hat mich jedoch nicht mehr im Griff. Und dieses Buch ist zum Teil ein Ergebnis dieses banalen, aber hart erkämpften Sieges. Denn, wie mir klar wurde, sind nicht unsere Körper das Problem. Es ist vielmehr die Welt, die nicht aus der Fettfeindlichkeit herauskommt. Und wir können sie bekämpfen.

Ich weiß, das kann ein Kampf sein. Vertrauen Sie mir, ich habe das schon durchgemacht. Wenn Sie jetzt an diesem Punkt sind und gegen ihren eigenen Körper kämpfen, anstatt gegen die Gesellschaft, die das Dicksein ungerechterweise bestraft,

dann ist dieses Buch richtig für sie. Doch es ist in erster Linie eine politische und strukturelle Auseinandersetzung, keine psychologische und individualistische. Es steht in der Tradition von Aufrufen zur Gerechtigkeit für Dicke, für das Selbstbewusstsein von Dicken oder für – mein Lieblingsausdruck – *fat liberation*.² Ich glaube, was die Fettfeindlichkeit angeht, liegt die Lösung nicht darin, unser Selbstbild zu verbessern oder unseren Körper mehr zu lieben. Es geht um nichts weniger, als *die Welt umzugestalten*, damit sie zu dicken Körpern richtig passt, und die gesellschaftsverändernde Erkenntnis herbeizuführen, dass mit uns wirklich alles in Ordnung ist.³ Wir müssen uns der Fettfeindlichkeit, die uns unterdrückt, kontrolliert und eingeschränkt hat, um unserer selbst willen und – ganz wichtig – um noch beleibterer Menschen willen energisch widersetzen. Wir müssen uns der Gewaltsamkeit der Fettfeindlichkeit entgegenstellen, mit der dicke Körper heruntergemacht, auf niedere Plätze verwiesen und vernichtend kritisiert werden – und all das ohne jeden guten Grund.

ooo

Es ist nicht nur deshalb wichtig, die Fettfeindlichkeit zu bekämpfen, weil sie so viel Schaden anrichtet, sondern auch, weil sie einigen Messungen zufolge stärker wird. Forscher der Universität Harvard berichteten 2019, dass von allen sechs Formen impliziter Voreingenommenheit (*bias*), die sie untersuchten – Rasse, Hautfarbe, sexuelle Orientierung, Alter, Behinderung und Körpergewicht –, die Fettfeindlichkeit die einzige Haltung war, die sich seit dem Beginn ihrer Forschung im Jahr 2007 verschlimmert hatte. Und die Mehrheit der befragten Menschen hegte bei Abschluss der Studie im Jahr 2016 weiterhin *explizite* Voreingenommenheit gegen Dicke.⁴

Dieser Befund straft die beliebte Idee Lügen, wonach der Kontakt mit Mitgliedern einer marginalisierten Gruppe die Voreingenommenheit verringern wird, die ihnen vom Rest der Bevölkerung entgegengebracht wird. Tatsächlich sind wohl die meisten Amerikaner mittlerweile etwas dick, da nahezu drei Viertel der Bürger den BMI-Tabellen zufolge als »übergewichtig« oder »fettleibig« eingestuft werden – nach Tabellen, die höchst problematisch sind, wie wir später sehen werden.⁵ Und dennoch sind wir nicht weniger mit Fettfeindlichkeit konfrontiert, nur weil unsereins allgegenwärtig ist.⁶

Wir können die Fettfeindlichkeit mit einem nützlichen Begriff fassen, wenn wir sie als Zwangsjacke bezeichnen: Sie droht den meisten Menschen, bloß nicht dicker zu werden, verursacht Unbehagen und sogar Schmerz bei jedem, der eine bestimmte Größe überschreitet. Sie beschränkt unsere Freiheit, unsere Bewegung und unsere Fähigkeit, Raum einzunehmen, und das in einer Welt, die Mädchen und Frauen ohnehin schon beibringt, sich selbst pflichtschuldigst kleiner zu machen. Zudem werden wir oft dazu überredet, uns dieser repressiven Kleidung zu unterwerfen, mit der Begründung, es sei zu unserem Guten – entgegen dem derzeit besten Wissensstand, der nahelegt, dass wiederholtes Abnehmen und Zunehmen ein größeres Problem darstellt, als einfach nur schwer zu sein, wie wir auf den folgenden Seiten noch sehen werden.

Die Zwangsjacke der Fettfeindlichkeit ist für die meisten, vielleicht sogar für alle von uns schlecht. Aber sie schneidet den fülligsten Körpern ins Fleisch, die deshalb in einer praktischen Politik gegen die Fettphobie in den Mittelpunkt gestellt und priorisiert werden müssen. In der Sprache, die in fett-aktivistischen Kreisen und in den zahlenmäßig kleineren, aber größtenteils damit zur Deckung kommenden Fat Studies breit akzeptiert ist, werden diese Menschen als »superdick« oder

»infinifat« bezeichnet – wobei der letztgenannte Ausdruck von Ash Nischuk geprägt wurde, der Erfinderin des Podcasts *The Fat Lip*.⁷ Einige von uns könnten auch »minder Dicke«, »Mitteldicke« und »erheblich Dicke« genannt werden.⁸ Diese Ausdrücke sind fraglos wie die meisten Begriffe der natürlichen Sprache etwas vage und lassen Grenzfälle zu. Aber wir sind diejenigen, die in unterschiedlicher Betroffenheit Mühe haben, Kleidung zu finden, die für unseren Körper groß genug ist – weil sie über die sogenannten Normalgrößen bei größeren Einzelhändlern hinausgehen –, und wir sind es, die manchmal nicht in der Lage sind, ihre Breite und ihren Umfang an dem Platz unterzubringen, der in der Gesellschaft für uns vorgesehen ist. Wenn Sie diese Schwierigkeiten nicht kennen, sind Sie wahrscheinlich in meinem Sprachgebrauch nicht dick, selbst wenn Sie sich bei bestimmten Gelegenheiten »fett gefühlt« haben oder mit ihrem Körperbild hadern. Denn in diesem Buch ist »fett« weder ein Gefühl – noch eine Beleidigung und auch kein Problem.⁹ Es ist einfach die Art, wie manche Körper beschaffen sind. Und das ist nicht bedauerlich oder etwas, wofür man verhüllende Umschreibungen wie »mollig«, »Bärchen«, »kurvenreich« und so weiter benötigen würde. Was in meinem Buch noch weniger gern gesehen wird, ist die pathologisierende Ausdrucksweise »übergewichtig« oder »adipös«, die ich nur verwende, wenn sie wie bei der Wiedergabe von Ergebnissen verschiedener wissenschaftlicher Studien unvermeidbar ist, und auch dann nur mit distanzierenden Anführungszeichen oder ähnlich gekennzeichnet.¹⁰ Was den Ausdruck »Personen mit Übergewicht/Adipositas« angeht, der gegenwärtig von manchen Forschenden in der Medizin vorgezogen wird: Fangen Sie mir mit diesen plumpen, herablassenden Formulierungen erst gar nicht an, die den allgemeinen Fehler begehen zu glauben, dass eine Sprache, welche die Person an die erste

Stelle setzt, besser ist, gleichgültig, welches Stigma der Kategorisierung dem auch folgen mag.

Ich bin also dick. Mag sein, Sie sind es auch; mag sein, Sie sind es diesen Definitionen gemäß nicht. Egal, wie es ist, wir können und müssen uns zusammen der Tatsache stellen, dass es nicht das Dicksein ist, dass uns kollektiv zusetzt, sondern die Fettfeindlichkeit.



Die Fettfeindlichkeit lässt sich als eine Eigenschaft sozialer Systeme definieren, dickere Körper ungerechterweise so einzustufen, als seien sie dünneren Körpern unterlegen, und zwar nicht nur unter dem Gesichtspunkt unserer Gesundheit, sondern auch unseres moralischen, sexuellen und intellektuellen Status. Die Fettphobie ist deswegen zum Teil eine unangebrachte Ideologie oder eine Reihe falscher Überzeugungen und überdehnter Theorien, die unsere Kultur hinsichtlich dicker Menschen unterhält: dass wir zwangsläufig ungesund sind und sogar dazu verurteilt sind, zu sterben, weil wir dick sind; dass wir selbst daran schuld sind, dick zu sein, weil es uns am moralischen Rückgrat, an der Willenskraft oder Disziplin fehlt; dass wir unattraktiv oder sogar abstoßend sind; und dass wir ungebildet, ja, sogar dumm sind.¹¹

Dicke Körper befinden sich daher in einem Kontinuum, das nicht nur das Gewicht, sondern dieser Hierarchie entsprechend auch den *Wert* abbildet. Je dicker man ist, desto mehr ist man unter sonst gleichen Bedingungen von der Fettfeindlichkeit betroffen.

Allerdings sind die sonstigen Bedingungen nicht gleich, weil es in der sozialen Welt weitere Ungleichheiten und Ungerechtigkeiten gibt. Wie alle repressiven Systeme überschneidet sich